

feminism und *feminist activism* zueinander, und wie positionieren wir uns in diesem Spannungsfeld? Was bedeuten aktuelle politische Entwicklungen für unsere Forschung? Was will ich mit meiner Forschung erreichen? Welche Beziehungen (*relational practices*) wollen wir im Rahmen unserer Forschungstätigkeiten herstellen, und wie wirkt sich die Art dieser Beziehungen auf uns und unsere Forschung aus? Wer ist ausgeschlossen von dem Raum, in dem wir uns gerade befinden? Über diese theoretischen, ethischen und methodologischen Fragen hinaus werden zudem Praktiken der *collective self-care* angesprochen, also die gegenseitige Unterstützung und Solidarität unter feministischen Forschenden (wobei Margo als mehrheitlich auf partizipative (action) Research fokussierte Wissenschaftlerin den Begriff der Forscherin meist sehr weit fasst).

Mit der Bearbeitung dieser Fragen und Themen am Anfang der Graduate School versuchen wir einen konstruktiven, kritischen Rahmen für unsere Zusammenarbeit zu erarbeiten – dem Netzwerkgedanken entsprechend übrigens stets gemeinsam mit den angehenden Teilnehmenden der Graduate Schools Gender Studies der Universitäten Basel und Zürich. Meine persönliche Geschichte in der Bewegung der queerfeministischen Geografinnen ist mir in dieser Arbeit stets eine fundamentale Ressource und Leitlinie gewesen.

Ausblick

Die feministischen Geografinnen im deutschen Sprachraum haben in den letzten 30 Jahren Enormes erreicht. Und dennoch bleibt noch vieles zu tun. Zum einen

müssen die bisherigen Errungenschaften der feministischen Geografie und der Gender Studies allgemein (wieder zunehmend) verteidigt werden; denn diese sind immer aussergewöhnlich hart erkämpft, prekär und fragil geblieben. Aktuell drohen den Gender Studies an der Universität Basel massive Einsparungen; in Ungarn sollen die Gender Studies staatlich verboten werden; und manch eine von uns hat einen gar steinigen Weg zur vollwertigen Professur hinter sich.

Ausserdem ist im Bereich gewisser bedeutender theoretischer, ethischer und methodologischer Perspektiven, welche heute einen integralen Bestandteil einer vielfältigen feministischen Geografie (und generell feministischer Wissenschaften) bilden müssen, eine Institutionalisierung bisher weitgehend ausgeblieben. Insbesondere brauchen wir im deutschsprachigen Raum mehr Professuren, Institute und Veranstaltungen, welche sich zentral mit queeren/trans* und post/dekolonialen Geografien beschäftigen. Umgekehrt braucht es in den Gender Studies mehr Forschung, welche sich vertieft mit räumlichen/geografischen Aspekten beschäftigt. Das erst ansatzweise angezapfte Potenzial solcher Perspektiven zeigt sich aktuell eindrücklich im Kontext der Debatten um *New Materialisms* und der *Affect Studies*.

Unsere Arbeit als feministische Geografinnen – als Forscher_innen, Netzwerker_innen und Aktivist_innen – bleibt politisch hochrelevant, spannend und bereichernd.

Carolyn Schurr, Bern

30 Jahre AK – autobiographische Notizen



Abb. 6: Les Emibois

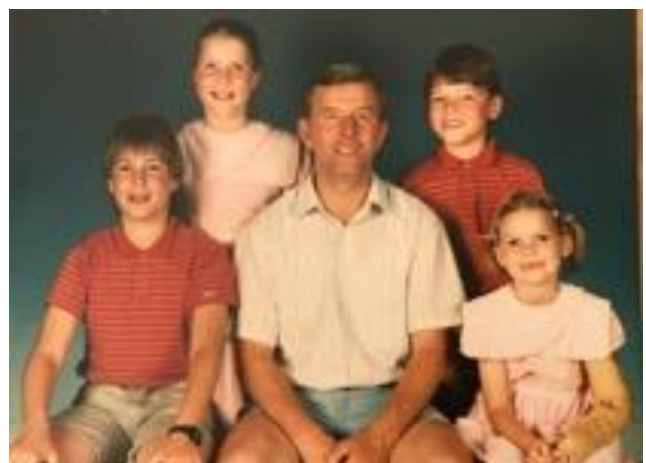


Abb. 7: Familienfoto Carolyn Schurr

Ich bin zu jung, um stolze Zeitzeugin des erstens Treffens feministischer Geographinnen in der Schweiz zu sein. Und dennoch war das Jahr 1988 vielleicht auch der Wendepunkt in meinem Leben, der später mein Interesse für Feminismus speiste. Nein, es waren nicht die rosa Kleidchen – die meine Schwester und ich zwillingsgleich auf diesem Familienfoto tragen – die feministischen Widerstand in mir hervorriefen. Die ausgeschlagenen Zähne und der Gips, die im Kontrast zum braven Mädchen im rosa Kleid stehen, sind vielleicht ein erster Hinweis auf den «gender trouble», der mich in meinen Kinder- und Jugendjahren begleiten sollte. Es war viel mehr die Tatsache, dass meine Mutter auf diesem Familienfoto fehlt und die dafür steht, dass meine Eltern 1988 die Rollen getauscht haben. Von nun an war mein Vater, der seine Arbeit in der Fabrik aus gesundheitlichen Gründen niederlegen musste, mit uns vier Kindern zu Hause und meine Mutter ging Vollzeit arbeiten. Mein Vater schenkte ihr dieses Bild zum Berufsstart. Für mich war dieser Rollentausch ein Schock. Im Kontext einer schwäbischen Kleinstadt, in der die Mütter nachmittags zu Hause waren, wenn die Kinder aus der Schule kamen, schämte ich mich für meinen Hausmann-Papa. Für mich hatte das wenig mit Emanzipation zu tun, sondern mit einer Notsituation, die ich als kleines Mädchen aushalten und ausbaden musste.

2007

Mit etwas Verspätung stolpere ich in einen kleinen Hörsaal an der Uni Bayreuth. 15 Personen sitzen in einem Kreis und diskutieren. Ich fühle mich fehl am Platz und setze mich auf einen Stuhl hinten in der Ecke. Jemand bittet mich, mich doch mit in den Kreis zu setzen und mich vorzustellen. Ich bin nervös all diejenigen zu treffen, deren Texte ich in den letzten Monaten nach meiner Entdeckung der feministischen Geographie nur so verschlungen habe. Jemand hält einen Vortrag zu Intersektionalität. «Noch nie gehört, muss ich zu Hause nachschlagen», denke ich. Am Ende der Sitzung melde ich mich schüchtern, eine Ausgabe der feministischen Geo-RundMail zu Geschlecht und Entwicklung zu übernehmen. Ganz aufgeregt verlasse ich allein die Sitzung. Das Konzept der Intersektionalität wird später meine Dissertation und all meine weiteren Arbeiten prägen.

2012

Auf der AK-Sitzung 2012 in Hamburg übernehme ich gemeinsam mit Heidi Kaspar aus Zürich, die später von Anne Vogelpohl abgelöst wird, das Sprecherinnenamt. Ein Worddokument auf meinem Rechner erinnert mich an unsere Agenda als Sprecherinnen: Wir wollten uns a) inhaltlich engagieren und neben der Geo-Rund-Mail Workshops sowie Fachsitzungen auf Tagungen zu feministischer Geographie organisieren; b) disziplinpolitisch wollten wir den VGDH zu einer Erhebung geschlechtsspezifischer Daten auf allen Stufen bewegen und aktiv Nachwuchs für den in diesem Moment sehr kleinen AK gewinnen und diesen fördern; und c) wollten wir die Vernetzung zu anderen AKs sowie international vorantreiben. In der Bilanz haben wir einiges mit Hilfe der Unterstützung vieler anderer AK-Mitglieder wohl vorangebracht, anderes ist in den Hintergrund gerückt.

Zwischen 2013 und 2018 hat sich die Zahl der Mitglieder von 66 auf 115 fast verdoppelt. Der AK hat sich nicht nur verjüngt, sondern auch im Hinblick auf Geschlechteridentitäten diversifiziert. Wie es dazu kam? Ich weiss es nicht, kann nur Vermutungen anstellen. Wir können sicherlich konstatieren, dass im Zuge globaler Entwicklungen Feminismus wieder «in» geworden ist. Ein weiter wichtiger Schritt war, dass wir darauf aufmerksam machten, dass im AK «Geographie und Geschlecht» nicht nur Personen willkommen sind, die zu «Frauen» forschen oder Geschlecht als zentrale Analysekategorie in ihrer Forschung fokussieren, sondern alle, die ein feministisches Grundverständnis (was auch immer dies für die einzelne Person bedeutet) haben. Für mich ist es deshalb ein zentrales Anliegen, den AK und unsere Arbeit generell mit dem Label «feministische Geographien», und nicht «Geschlechtergeographie» oder «Geographie und Geschlecht» zu benennen. Denn, feministische Geographien sind für mich viel mehr als nur ein Fokus auf die Differenzkategorie Geschlecht. Feministische Geographien sind für mich eine Perspektive, eine Positionierung, eine Methodologie und eine Lebensweise, die konsequent Machtbeziehungen in den Blick nehmen und disziplinäre Grenzen überwinden versuchen. Vielleicht waren es auch unser Bemühen bei Tagungen und in Publikationen immer wieder darauf aufmerksam zu machen, dass so vieles, was im Zuge des *cultural, emotional* und

material turn als neue Perspektive «gehypt» wurde – die Hinwendung zum Alltäglichen, zu Praktiken und Performanzen, zum Körper und den vielfältigen Verbindungen zwischen menschlichen und nicht menschlichen Körpern –, ihren Ursprung in feministisch Arbeiten findet. Fest steht, dass der AK in den letzten Jahren sehr viel auf die Beine gestellt hat und durch die VGDH-Studie zur Geschlechtergerechtigkeit in der Hochschulgeographie, das DFG Netzwerk «Feministische Geographien des *new materialism*», die zahlreichen Feministischen Student_innentreffen sowie die Sommerschule Gender & Space innerhalb der deutschsprachigen Geographie sehr sichtbar geworden ist.

September 2018

Vor wenigen Wochen hat in Herzberg die erste Sommerschule zu Feministischen Geographien stattgefunden. Für mich stellt allein die Tatsache, dass wir als AK-Sprecherinnen angefragt wurden, ob wir eine Sommerschule zu feministischen Geographien organisieren wollen, eine Anerkennung der so lange marginalisierten Subdisziplin dar. Die Sommerschule war ein kollektiver (Kraft-)Akt des Zürcher Organisations-Komitees in Zusammenarbeit mit den Workshopleitenden und mit über 100 Teilnehmenden ein voller Erfolg. Für mich als Studentin wäre die Teilnahme an einer solchen Sommerschule ein Traum gewesen. Heute, im

Hier und Jetzt, habe ich entschieden zu Hause bei meinem Neugeborenen zu bleiben. Ein Akt der Emanzipation, nicht für die Gleichstellung, sondern gegen eine neoliberale Universität, die uns manchmal gerade aufgrund unserer Leidenschaft für die Forschung zu verschlingen droht. Ich sehe die Zukunft und die Herausforderung für die feministische Geographie genau darin, sich gegen die Kooptierung ihrer Interessen durch den Neoliberalismus, wie es Nancy Fraser in ihren Arbeiten sehr treffend beschreibt, zu wehren. Uns nicht in seinen Dienst zu stellen, sondern das Leben auch jenseits der Universität und des Karrieredrucks zu genießen und sich in manchen Momenten des Lebens auch einfach voll und ganz (oder auch nur Teilzeit) der Sorgearbeit zu widmen. Viele Personen aus dem AK haben in den letzten Jahren hart daran gearbeitet, die feministische Geographie innerhalb der deutschsprachigen Geographie «salonfähig» zu machen. Sicher, es gibt auch weiterhin viel zu tun und für vieles zu kämpfen – Integration feministischer Inhalte in die Curricula, Etablierung von Professuren mit dem Titel Feministische Geographie, etc. Wir sollten jedoch darüber nicht vergessen, dass im Zentrum feministischer Politiken das kollektive Miteinander steht – egal ob im Hörsaal, im Kollegium oder in der Familie – und wir Raum schaffen und uns Zeit nehmen müssen, einander zu begegnen und füreinander zu sorgen.

Heidi Kaspar, Zürich

Ich bin als Studentin zum AK gestossen. Das war wohl vor etwa 15 Jahren – aber bitte nicht prüfen. Daran erinnern kann ich mich nämlich nicht mehr. Da gibt es kein Ereignis, das meinem Vergessensvermögen Stand gehalten hätte. Die exakte Zahl ist ja auch uninteressant. Die Ereignislosigkeit hingegen, die ist interessant. Denn sie verweist auf eine Selbstverständlichkeit, die zu feiern – und zu pflegen – es sich wirklich lohnt.

Meinen (schrittweisen) ‚Beitritt‘ zum Feminismus erinnere ich als im Lebenslauf verteilte Ereignisse. Von Kleiderordnungen, über Raumanweisungen, Studienordnungen, Berufungsverfahren und Machttheorien, zu Haushalts- und Sorgearbeiten – eine Zahl verschiedener Aha-Erlebnisse zur Herstellung von Raum- und Geschlechter(ordnungs)en, begründet in Alltags-

erfahrungen wie auch in empirischen und theoretischen Auseinandersetzungen.

Der AK hingegen: In meiner Erinnerung war er schon immer da, war schon immer wichtig und ist damit untrennbarer Bestandteil (m)eines wissenschaftlichen Lebens. M/Ein Dazugehören eine Selbstverständlichkeit im zweifachen Sinne. *Einerseits: biografisch*. In Zeiten, in welchen feministische Theorien und Geschlechterfragen – und Menschen, denen diese ein Anliegen waren – an Geografischen Instituten Ablehnung und/oder Gleichgültigkeit erfuhren, erschien es mir als feministisch motivierte, an Geschlechterfragen interessierte Studentin völlig logisch, dass ich Teil des AKs werden wollte. Denn er bot einen Rahmen, innerhalb dessen feministische Fragestellungen und Zugänge eine Selbstverständlichkeit waren; hier konnte man